

Jörg Steiner

Rede zum Max Frisch-Preis

Zürich, 24. März 2002

Sehr geehrter Peter von Matt, –

Sehr geehrte Mitglieder des Stiftungsrates, –

Sehr geehrter Herr Stadtpräsident, –

Liede Beatrice von Matt –

Meine Damen und Herren, –

Einmal, es ist viele Jahre her, kannte ich einen Mann, der sich in nichts einmischte, keine Fragen stellte und auf Fragen, die *ihm* gestellt wurden, nur ausweichende Antworten gab.

Dass er mir nahe stand, zeigte er mir bei jeder Gelegenheit. Ich selber aber lernte ihn erst mit zunehmendem Alter verstehen und lieb gewinnen.

Er war ein einfacher Mann, Tiefbautechniker von Beruf und glücklich, in den Krisenjahren nach 1928 eine feste Anstellung bei der Stadt gefunden zu haben.

Er war zu Opfern bereit, also auch bereit, die täglichen Sticheleien und die mehr oder weniger verhüllten Zurücksetzungen und Beleidigungen der Vorgesetzten zu ertragen, nicht nur um der blossen Selbsterhaltung willen, sondern weil er die Position gewählt hatte, die seinem Verständnis von dem, was er war, entsprach. Mit der allmählichen Zermürbung durch die andauernden Bosheiten aber hatte er nicht gerechnet, und so fing er an, einen Ausweg zu suchen und sich auf das Beobachten zu verlegen.

Er wollte beobachten, wie die Intrigen zustande kamen.

Er wollte beobachten, wie die Leute sich andauernd verstellten.

Er wollte sich heimlich freuen, wenn er sie sagen hörte: «Paul ist ein guter Beobachter, Paul ist ein scharfer Beobachter.»

Das glaubte er von sich selber auch, und plötzlich wollte er immer schon ein Beobachter gewesen sein, schon als Kind eines Hauswirts bei der Firma Von Roll in Choindéz:

Wie er da seinen Vater beobachtet hatte, damals noch als Anfänger im Beobachten, das heisst als einer, der einen anderen beobachtet, um von ihm zu lernen und um selber handlungsfähig zu werden, mit dem Hammer, dem Schraubenzieher, mit den Handgriffen beim Holzbinden.

Man konnte zusehen, wie er sich in der selbst gewählten Rolle verlor.

Er erzählte davon, dass das Beobachten auch in Büchern beschrieben werde, wo die Leute mit oder ohne Fernglas hinter dem Fenster stehen, und der Vorhang darf sich nicht bewegen.

Dass das Beobachten eine Kunst sei, die erlernt werden müsse, sagte er, – und dass ein Beobachter sich niemals einmischen dürfe, was immer auch geschehe.

So war, was eine Zuflucht zur Aufrechterhaltung der eigenen Widerstandskraft hätte sein können, zur Flucht aus der Wirklichkeit geworden, und immer unabweisbarer wurde gleichzeitig die Gewissheit, dass er, der unbestechliche Beobachter, das Wichtige, das Entscheidende eben gerade verpasst hatte, entweder beim Essen oder beim Schlafen, auf einer Baustelle oder einfach dadurch, dass er zwar das Richtige, das Richtige aber nicht sorgfältig und ausdauernd genug beobachtet hatte.

Er konnte es nicht mehr zusammenbringen, das Richtige und das Falsche.

Er ass nicht mehr, er schlief nicht mehr, etwas zersprang in seinem Kopf, und als er gestorben war, eigentlich aus Entkräftung, vollkommen allein gelassen in einem Berner Spital, fand sein ältester, schon lange erwachsener Sohn beim Aufräumen in der elterlichen Wohnung neben einer Volksausgabe von Gotthelfs Werken ein Wachstumheft mit von Hand gezeichneten Bodenprofilen: Wie es aussieht, das Innere der Erde, das sich unter der Oberfläche verbirgt.

Was wäre aus ihm geworden, wenn er einen anderen Weg gefunden hätte, einen Ausweg, mit anderen zusammen, mit seinem Vorarbeiter zum Beispiel, der ein Angler war?

Jede freie Minuter verbrachten die Angler unter den Weiden an der Strandmauer am See. Eine Fischrute aus Bambus genügte. Man konnte sie im Geschäft für Fischereibedarf kaufen, zusammen mit verschiedenen Haken und einer Büchse Maden in Sägemehl.

Manche Angler setzten sich auf die Mauer, andere standen lieber, nicht auf Sprech- aber auf Rufweite auseinander. Sie waren nicht im geringsten darauf aus, Fische zu fangen.

Nichts von dem, was hinter ihnen lag, verlor an Schwere und Bedeutung. Hier aber schöpften sie Kraft, um den Kampf dagegen wieder aufzunehmen.

Nur ein wenig ausruhen wollten sie sich hier. Nicht beobachten, nur schauen wollten sie, wie der See im Nebel zum Meer wurde und wie der Korkzapfen auf den Wellen tanzte.

An dieser Mauer stand übrigens auch der Schüler Moritz Leuenberger und träumte aufs Wasser hinaus. Später, als Bundesrat und letzte Instanz im Streit um die Linienführung der Nationalstrasse A5, erinnerte er sich an die Freistatt, die er dort vor Jahren gefunden hatte.

Er schrieb davon in einem Brief, und er schrieb, wie er noch einmal versucht habe, das Unglück abzuwenden – oder doch wenigstens das Schlimmste zu verhindern. Tatsächlich hat er im letzten Augenblick einer Tunnelvariante zugestimmt; aber die Strasse selbst ist nicht mehr zu verhindern, eine Autobahn, eingezwängt zwischen Stadt, Jurafels und See: ein Schandmal einer Generation von Planern und Politikern.

Nein, der Mann, den ich später erst verstehen lernte, hätte nicht ein unerschrockener Mann sein müssen.

Ich hätte nur gewünscht, dass er aus seiner Fähigkeit, Schrecken zu empfinden, mehr Trotz, mehr Mut und mehr Zuversicht hätte schöpfen können.

An seiner Beerdigung hörte ich jemanden im Trauerzug von ihm sagen, er sei ein Sonderling gewesen.

«Er war mein Vater», sagte ich.

Das war Ende April 1961, ich schrieb an meinem ersten Roman <Strafarbeit>, und ich wusste, dass es eben das war, was mich im Leben und in der Literatur beschäftigte, nämlich das Eigenartige, das, was in einem angelegt ist, das, was einem zustösst, was einen bedrängt, das, was einen zu dem macht, was man ist, das, was einen von den anderen unterscheidet.

Die Sonderlinge, die Einzelgänger, die Eigenbrötler bis hin zu den begüterten oder doch einst reich gewesenen Aussenseitern, die sich von der Gesellschaft, der sie angehörten, losgesagt hatten, von ihr aber dennoch respektvoll als Exzentriker bezeichnet wurden: sie alle gingen mich etwas an, auch bei den Autoren, deren Werke mich damals begleiteten.

Von den vielen nenne ich hier nur Ludwig Hohl mit dem ersten Band der <Notizen> –

Robert Walser mit der Erzählung <Der Spaziergang> –

Und Max Frisch mit dem <Tagebuch 1946 bis 1949> –

Alle drei hatte ich in den stürmischen Fünfzigerjahren gelesen und wiedergelesen.

Es waren die Jahre der naiven Hoffnung, die sich von der friedlichen Nutzung der Atomkraft die Lösung aller Energie-Probleme und von der Architektur eine bessere Welt versprach.

Es gab Wallfahrten zu Le Corbusiers Kirche in Ronchamps, es gab den Deux-Chevaux der Firma Citroën, es gab die Jazz-Empfehlungen der Zeitschrift <Down Beat>, das Penicillin, Kühlschränke und Waschmaschinen für jeden Haushalt, das Flachdach als Symbol der neuen Zeit. Es gab gehaltene und gebrochene Versprechen, und es gab die Bücher, die immer schon Schutz und Bergung gebotenen und den Widerstand gegen jede voreilige Versöhnung aufrecht erhalten hatten.

Max Frisch, so schien mir, sprach am deutlichsten aus, was meine Generation bewegte, und an *eine* Geschichte erinnere ich mich gerade deshalb besonders gut, weil sie mich in ein Labyrinth hineinzog. Es war aus Sprache gebaut, aus nichts anderem als aus Sprache, und der Ausgang war nicht durch Antworten sondern nur durch Fragen zu finden:

Marion und die Marionetten. Marion, der Puppenspieler –, und, in der Erzählung eingebettet, die Keimzelle des Stücks <Andorra>, das erst elf Jahre später, 1961, erschien.

Die Geschichte beginnt, Sie erinnern sich, mit dem Ich-Erzähler, der dem Puppenspieler zufälligerweise, auf dem Weg ins Büro begegnet: einem jungen Menschen, der auf dem

Gehsteig den Zuschauern, unbefangen wie ein Kind, eine hölzerne, an Fäden hängende Puppe vorführt.

Er hatte sie im Krankenhaus geschnitzt, diese Puppe und auch schon zwei andere.

«Diese hier sieht aus wie Jesus Christus», sagte eine Krankenschwester.

Ja, dachte er; aber die anderen? Pontius Pilatus, Judas –

Wir erfahren nicht, wie das Stück heisst, das Marion spielen wird, wir erfahren nur, dass er es ohne Anspruch und ohne Ehrgeiz tut, nicht aus Mitleid mit den Armen des Dorfes, sondern nur, um ihnen eine Freude zu machen.

Eines Tages wird er von einem Kurgast entdeckt, von Césario, dem Urteil von Andorra, und Marion, der alles, was man ihm sagt, für bare Münze nimmt, folgt seiner Einladung und fährt in die Stadt, eben dahin, wo ihn der Erzähler auf dem Weg zur Arbeit trifft.

Hier spaziert Jesus auf dem Gehsteig, ein Polizist tritt hinzu und sagt: «Das geht nicht. Hier nicht. Das geht nicht.»

Marion fragt: «Warum nicht?» – und bleibt ohne Antwort, denn auch Césario ist die Szene peinlich. Hingegen führt er Marion in die Gesellschaft ein und stellt ihm eine reiche und geistreiche Frau vor: die Trebor.

Marion denkt über das Gespräch mit ihr nach, über die Verlogenheit denkt er nach und beschliesst in dieser Nacht, von nun an keine Angst mehr zu haben und nur noch die Wahrheit zu sagen, jedem, an jedem Tisch, jederzeit.

Erst jetzt fällt dem Erzähler ein, dass Marion einen Hund besitzt. Das ist wichtig, schreibt er: ein Geschöpf, das nichts anderes tut, als es ist.

Und auch für Marion wird er erst jetzt wichtig, der kleine Hund, ein Köter ohne Stammbaum und ohne jeden Anspruch auf Anstand und Tugend.

Für mich als Leser noch wichtiger wird allerdings die Frage, wer denn die anderen sind, die in dieser Geschichte – anders als der Hund, der nur sich selbst ist –, eine Rolle spielen.

- Marion: von Marionette –
- Césario, das Urteil –
- Die Frau mit dem Namen wie ein Pseudonym: die Trebor –
- Wenn sie sich nicht mehr zieren – ist Marion dann nicht ein weiblicher Vorname? Marion also eine Frau?
- Césario, das Urteil von Andorra – geschlechtsneutral?
- Die Trebor: rückwärts gelesen – der Robert

Nichts davon ist im Text zu finden, kein Hinweis darauf, dass Wahrhaftigkeit allein schon durch die Geschlechterrolle unmöglich sei im Bewusstsein der verlorenen Unschuld. – Nur von dem Hund wird gesagt, dass er nichts wisse von Recht und Unrecht.

Anfang Februar zeigen sich bei Marion die ersten Spuren von Irrsinn. Alle Menschen, die er sieht, bewegen sich, so scheint es ihm, nicht mehr von innen heraus, alle hängen an Fäden, alle bewegen sich, je nachdem, wer an diese Fäden rührt.

Er spricht mit Césarío darüber, der anhand von Kenntnissen redet, gebildet, wie er ist, voller Wohlwollen.

Marion hört ihm zu und nickt und nickt, gläubig und immerzu. –

«Weiter nicht», schreibt Max Frisch.

Aber dann folgen noch anderthalb Seiten, bis Césarío an der Beerdigung in einer Ansprache Marions Tod zwar bedauerlich, aber nicht überzeugend findet, nicht eine zwangsläufige Handlung, nur die Geschichte eines vermeidbaren Irrtums.

Und es folgen zwei Nachträge mit Marion und dem Engel.

Dass es für Marion am Ende keinen anderen Weg mehr geben konnte als den Weg in den Tod, obschon er doch einen Engel als Begleiter hatte, das habe ihn immer beschäftigt, oder besser gesagt, verstört, sagte mein Freund, der Bildhauer und nachdenkliche Mentor Hans Aeschbacher zu mir; und darauf habe es Max Frisch in der Konstruktion der Geschichte bestimmt auch angelegt: auf die Erkenntnis von Unrecht durch Wut und Verstörung.

Durch seine Frau Maya kannte der Bildhauer den Schriftsteller persönlich, auch wenn die Bekanntschaft auf zufällige Begegnungen beschränkt blieb.

Aber das spiele keine Rolle, sagte er. Wichtig sei das Erkennen im Werk, und wichtig sei für ihn als Künstler, dass es auch nach der Aufklärung Zufluchtsorte geben müsse für die jeder Wirklichkeit vorauseilende Phantasie.